

TH. SCHNEIDER. **Über das Gedächtnis für aktive Muskelbewegungen.**

Dissert. Dorpat. 1894. (Russisch.)

Es wurden nach der Methode der mittleren Fehler die Beugebewegungen im Handgelenk bei 3 Personen untersucht. Die Zeitintervalle zwischen den einzelnen Versuchen betrug  $\frac{1}{2}$ , 1, 2, 4, 6, 8, 10 und 15 Minuten. Sämtliche Gelenke des Armes ausser dem Handgelenk, in welchem die Bewegungen vollführt wurden, waren immobilisiert; infolgedessen hatten die Bewegungen die Form eines Kreises (Teile desselben), dessen Radius dem Abstände der Zeigefingerspitze von dem Mittelpunkte des Handgelenkes gleich war. Die vermittelst einer am distalen Ende der Finger befestigten Bleifeder auf Millimeterpapier gezeichneten Bogen wurden durch die entsprechenden Chorden gemessen. Der Umfang der Bewegungen war ein verschiedener und schwankte von 70 bis 100 Millimeter. Die Resultate von mehr als 4000 Versuchen ergaben, daß das Gedächtnis für aktive Bewegungen bei Zeitintervallen bis zu 2 Minuten sehr wenig an Stärke abnimmt; mit weiterer Zunahme der Zeitintervalle nimmt das Gedächtnis an Stärke langsam und regelmässig ab, aber ein Einfluß desselben ist noch bei Zeitintervallen von 15 Minuten zu konstatieren. Der mittlere Fehler betrug: bei  $\frac{1}{2}$  Minute Zeitintervall  $\frac{1}{29}$ , bei 2 Minuten  $\frac{1}{29}$ , bei 4 Minuten  $\frac{1}{26}$ , bei 15 Minuten  $\frac{1}{17}$  der zu reproduzierenden Bewegung.

v. TSCHISCH (Dorpat).

G. RUNZE. **Die Psychologie des Unsterblichkeitsglaubens und der Unsterblichkeitsleugnung.** *Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft.*

Heft 2. Erster Teil. Berlin, R. Gaertners Verlag, 1894. (IX u. 224 S.)

Wenn Gelehrte, welche nicht Psychologen von Beruf sind, die in ihr Fach gehörigen Erscheinungen auf ihre psychischen Grundlagen hin zu erforschen suchen, so leiden derartige Unternehmungen meist an einem bedauerlichen Fehler. Die Verfasser, uneingedenk der Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens, suchen aus einem Prinzip, aus einem ihnen besonders naheliegenden Motiv alles zu erklären, während gerade komplexe Erscheinungen erst durch das Ineinanderwirken der verschiedenartigsten psychischen Faktoren in ihrer Eigenart wirklich begriffen werden können. Besonders häufig begegnet uns dies auf dem Gebiete der Religions- und Mythenpsychologie; ich erinnere nur an SCHWARTZ, der Witterungseindrücke, und an MAX MÜLLER, der sprachliche Mißverständnisse zum Quell aller Mythenbildung machen möchte.

Mit um so größerer Freude dürfen wir ein Buch begrüßen, dem dieser Mangel nicht anhaftet, das Buch eines Theologen, der sich als scharfsinniger Psychologe von großer Objektivität und Vielseitigkeit erweist. Indem RUNZE die bedeutsame Kulturthatsache des Unsterblichkeitsglaubens auf ihren Ursprung hin untersucht, zeigt er, wie die mannigfaltigsten seelischen Thätigkeiten, wie Wünsche des naiven Menschenherzens und Regungen seiner sittlichen Natur, wie Erzeugnisse der Phantasie und verstandesmäßige Reflexion zusammenwirkten, um jenen Glauben zu schaffen, auszugestalten oder auch seine Entstehung zu unterdrücken.

Die ebengenannten vier Momente sind es in der That, die R. in der ersten Abteilung seines Werkes: „Der psychologische Ursprung des Unsterblichkeitsglaubens“ zum Einteilungsprinzip der Untersuchung macht; und sofern man sie nur als heuristische Prinzipien, nicht als gesonderte Seelenvermögen betrachtet, kann man dieser Klassifikation wohl zustimmen.

I. Das elementarste Motiv des Unsterblichkeitsglaubens ist der Wunsch, der in verschiedenen Formen auftritt. Er ist egoistisch, auf die Fortdauer des eigenen Lebens gerichtet; und altruistisch, indem er aus Sympathie für unsere Lieben, aus Verehrung für die Großen unseres Volkes diesen ein ewiges Leben wünscht, und vor allem, was R. merkwürdigerweise nicht erwähnt, durch die Hoffnung auf ein jenseitiges Wiedersehen den Trennungsschmerz zu lindern sucht. Er ist positiv, ein Haften am Dasein, ein Streben nach dauerndem Glücke; und negativ: Furcht; und diese hat wieder mehrere Wurzeln, sie tritt auf als Furcht vor dem Tode, d. h. dem Nichtssein, als Furcht vor dem Sterben, d. h. den Qualen des Hinscheidens, als Furcht vor den Toten. Die letzte, höchste, aber auch späteste Form des Wunschmotives ist endlich das Ruhmbedürfnis, in welchem sich das Streben äußert, die Erinnerung des eigenen Lebens bei anderen zu verewigen.

II. Erst an zweiter Stelle kommt die Phantasiethätigkeit als Quelle des Unsterblichkeitsglaubens in Betracht, teils als wache, selbstschöpferische Einbildungskraft, teils und insbesondere als unwillkürliche Traumphantasie. Eröffnet uns doch der Traum eine neue Daseinsphäre, in der oft die natürlichen Schranken von Raum und Zeit überschritten sind, eine Welt der Wunder und des Überirdischen; in noch potenziertem Maße finden sich ähnliche Erscheinungen in den ekstatischen Zuständen der Visionäre und Somnambulen. Hier steht man deutlich vor einem zweiten Leben; und sobald einmal die Möglichkeit eines neben dem natürlichen Leben bestehenden Daseins zugestanden ist, ist auch die Denkbarekeit eines über dasselbe hinausdauernden gegeben. Sobald die Seele des Träumenden den schlafenden Leib verlassen zu können scheint, kann sie auch eine vom Leibe unabhängige Existenz führen. Aber nicht nur darin, daß der Traum als ein zweites Leben angesehen wird, sondern auch darin, daß das wache Leben mit seiner Ungewißheit und Rätselhaftigkeit als Traum erscheint, kann der Unsterblichkeitsglaube seine Nahrung finden: der Tod bringt dann erst das eigentliche Erwachen. Was endlich den speziellen Inhalt der Träume anbetrifft, so ist das Erscheinen von Verstorbenen in lebendiger Gestalt eine höchst bedeutsame Quelle des Unsterblichkeitsglaubens; im übrigen ist der Trauminhalt weniger zur Schöpfung, als zur Ausgestaltung jenes Glaubens geeignet, und hier steht er auf einer Stufe mit der wachen Phantasie; denn deren Anteil besteht darin, daß sie das Jenseits mit alledem ausstattet, was dem Individuum oder Volke am vertrautesten und teuersten ist, und daß sie bei dieser Ausgestaltung mit schrankenloser Schöpfungskraft walten kann. So spielt sie eine zwar wichtige, aber immerhin nur, wie R. mehrfach mit Recht hervorhebt, subsidiäre Rolle in der psychologischen Entwicklung des Unsterblichkeitsglaubens.

III. Als drittes Moment neben dem praktischen und phantastischen ist das theoretische wirksam. Das Aufhören des irdischen Daseins bot ein Verstandesrätsel, das gelöst sein wollte, und die Lösung fiel meist nach der Richtung einer Unsterblichkeitsannahme aus. Die vollkommene Vernichtung erschien ein nicht ausdenkbarer Gedanke; ein absoluter plötzlicher Abschluss war unvorstellbar. Ein rein Negatives, ein Nichts als Fortsetzung eines so eminent Positiven, wie das Leben es ist, konnte der Menschegeist nicht fassen. Auch schien das Leben selbst in sich die Bürgschaft seiner Ewigkeit zu tragen: Leben ist Sein, das Ich ist die Welt; in mir selbst habe ich das unmittelbare Bewusstsein der Existenz; der Gedanke an eine Nichtexistenz ist ein Ungedanke. Das Auftreten und Wirken derartiger Reflexionen verfolgt R. von uncivilisierten Völkerschaften bis zu den modernen Philosophen; bei Ersteren begegnen sie uns zuweilen in interessanten Modifikationen: als Unsterblichkeitsprärogative der Häuptlinge und Edlen (die Vernichtung eines bedeutenden, einflussreichen Lebens erscheint undenkbarer, als das Erlöschen eines plebejischen Daseins, das keine Spuren hinterlässt), und als Vorstellung vom zweiten Tode (manche Völker lassen die abgeschiedenen Seelen noch einmal definitiv sterben, um so dem Vernichtungsgedanken durch allmählichen Übergang das Unfassbare zu nehmen).

IV. Die Vergeltung und das sittliche Ideal. Diese beiden Motive kommen, wenn sich auch in den Naturreligionen schon Andeutungen von ihnen finden, doch im allgemeinen erst viel später zur Wirksamkeit, als die bisher genannten. Der Vergeltungsgedanke, ausgehend vom verletzten Selbstgefühl und gipfelnd im sozialen Rechtsbegriff, geht durchaus nicht immer mit dem Unsterblichkeitsgedanken Hand in Hand (wie R. an der älteren griechischen Mythologie und am Mosaismus nachweist), aber sie können doch, wie das spätere Hellenentum und namentlich das Christentum zeigen, sehr wohl sich vereinigen. Der Rechtsgedanke, zum Ideal erhoben, der für jede gute That eine Belohnung und für jede schlechte eine Bestrafung verlangt, führt mit Leichtigkeit, da auf dieser Welt ja vieles unausgeglichen bleibt, zu einer jenseitigen Vergeltung. Und wenn auch in der höchsten Entwicklung des Christentumes der Vergeltungsgedanke wegen seiner egoistischen Seiten zum Teile fallen gelassen wurde, so wird er doch zum anderen Teil auch von theoretischen Forschern noch immer betont und spielt vor allem, wie Verfasser hätte hinzufügen können, für die praktische Verwertung des Unsterblichkeitsglaubens nach wie vor eine bedeutsame Rolle, namentlich bei der großen Masse, für die er ebenso als Trost in der Verzweiflung, wie als warnendes Mene tekel gegen die Sünde wirksam ist. Freilich setzte, wie schon angedeutet, die vollendetste Form des Christentumes an die Stelle des idealen Rechts- den idealen Tugendgedanken, an die Stelle der Vergeltung die göttliche Gnade, an die Stelle ausgleichender Belohnung und Bestrafung das Streben nach dem Aufgehen in göttlicher Vollkommenheit.

Der zweite, kürzere Hauptteil des Buches behandelt die Negation des Unsterblichkeitsglaubens. Denn dieser Glaube ist nicht, wie

man meist annahm, ein notwendiger Bestandteil jeder Religion; vielmehr findet er sich in einigen zum Teil hochentwickelten Glaubensformen, wenn auch nicht immer strikte geleugnet, so doch nicht beachtet oder nur gelegentlich angedeutet. Diese Religionen sind der Mosaismus, der Buddhismus und der Konfucianismus, und Verfasser giebt uns ein anschauliches Bild über deren Verhalten gegenüber dem Unsterblichkeitsglauben, um dann zu ihrer psychologischen Erklärung zu schreiten. Diese Schlußstelle des Werkes, die Psychologie der Unsterblichkeitsleugnung, wie sie uns bei obigen Religionen und bei einigen philosophischen Systemen begegnet, ist eine der vorzüglichsten des Buches. R. weist nach, daß von den zum Unsterblichkeitsglauben führenden Motiven das Wunschmotiv hier fortfällt und daß dadurch die Entstehung des Glaubens verhindert wird. Der Anhänger des Konfucius ist (ähnlich wie der positivistische Philosoph der Neuzeit) Diesseitigkeitsrealist, fühlt in dem Ausleben dieses Daseins seine volle Befriedigung und verlangt nach nichts Weiterem; der Buddhist (und der Schopenhauerianer) ist von dem Elend des Daseins so überzeugt, daß ihm dessen Fortdauer ein unerträglicher Gedanke ist; und endlich die Anhänger des alten Mosaismus (und ähnlich alle Pantheisten) gehen auf in der unendlichen Erhabenheit des Gottesbegriffes, in dem sie volles Genüge finden, neben dem sie sich wie ein Nichts fühlen, vor dessen allgewaltiger Realität der einzelne in Staub versinkt.

Die hier wiedergegebenen psychologischen Ausführungen (bei deren Skizzierung ich zuweilen der Übersicht halber ganz wenig von der Anordnung des Verfassers abwich) werden nun von einem umfänglichen Thatsachenmaterial getragen; sie sind mit biblischen und profanen Zitaten und Belegstellen auf das allerreichlichste, an manchen Stellen fast allzureichlich, durchflochten. Alle bedeutenderen Religionen und philosophischen Systeme finden ihre Berücksichtigung; vielleicht wäre auch ein Blick auf die psychologischen Grundlagen des neuzeitlichen Spiritismus, der einen Rückfall in längst überwundene Formen des Unsterblichkeitsglaubens zu bedeuten scheint, nicht unlohnend gewesen.

Erwähnt sei noch zum Schluß, daß Verfasser mir manchesmal dem Wirken des sprachlichen Einflusses auf die Gestaltung der Glaubensformen eine zu große Bedeutung beizulegen scheint; wir sehen mit Interesse dem angekündigten nächsten Heft seiner Studien entgegen, welches wohl eine Rechtfertigung seines Standpunktes in dieser Beziehung enthalten wird.

W. STERN (Berlin).

MAX DESSOIR. **Zur Psychologie der Vita sexualis.** *Allgem. Zeitschr. für Psychiatrie.* Bd. 50. S. 941—975. (1894.)

In der ersten Zeit nach dem Erwachen des Geschlechtstriebes bleibt das Geschlechtsgefühl ein „undifferenziertes“, d. h. wird nicht auf das von dem eigenen differente Geschlecht bezogen, erst in einem zweiten Stadium tritt die Beziehung zum anderen Geschlecht in den Vordergrund. Es giebt nun pathologische Fälle, wo das Geschlechtsgefühl derart „embryonisch“ bleibt, daß es durch die Berührung mit Lebenswärme überhaupt erregt wird, gleichgültig, ob die Berührung vom